

*Seattle Times Best Books of the Year*

BRIAN SELFON

NACHT

ARBEITER

ROMAN

GOYA

LESEPROBE

Eine Art zu lesen  
Eine Art zu fliegen

**GOYA**

### Das Buch

Zwischen hipper Kunstszene und herrschaftlichen New Yorker Brownstones tut sich ein Abgrund auf: Brooklyns Untergrund inklusive Drogengeschäften und organisiertem Verbrechen. Hier versucht Shecky Keenan den Kopf über Wasser zu halten. Gemeinsam mit seinem Neffen Henry und seiner Nichte Kersha hat er ein funktionierendes Geldwäschenetzwerk aufgebaut. Doch die drei geraten zunehmend in Bedrängnis: Konten werden unerwartet geschlossen, Autos parken zu seltsamen Zeiten in der Nähe ihres Hauses, und Emil Scott, ein aufstrebender Künstler und neuer Kurier für Bargeldtransporte, verschwindet spurlos – mit ihm 250 000 Dollar Schwarzgeld. Henry folgt den Spuren und weiß schon bald nicht mehr, wem er noch vertrauen kann.

*Nachtarbeiter* ist eine Familiensaga und ein Roman Noir mit literarischer Tiefe, viel Liebe für seine Figuren und deren Umstände.

### Der Autor

Brian Selfon arbeitet seit fast zwanzig Jahren in der Strafjustiz, mehr als fünfzehn davon bei Strafverfolgungsbehörden in New York. Als leitender Ermittlungsanalytiker bearbeitete er für den Bezirksstaatsanwalt von Brooklyn Fälle, die von Geldwäsche bis zu Mord ersten Grades reichten. Inzwischen lebt er mit seiner Familie in Seattle, wo er als Ermittler für die öffentliche Verteidigung tätig ist. *Nachtarbeiter* ist Selfons erster Roman.

### Die Übersetzerin

Sabine Längsfeld übersetzt seit über zwanzig Jahren Literatur aus dem Englischen ins Deutsche. Ihr Gespür für Zwischentöne und ihr Feingefühl für Dialoge hat schon manchem Titel in die Bestsellerlisten verholfen. Zu den von ihr übertragenen Autorinnen und Autoren zählen u. a. Roddy Doyle, Glennon Doyle, Chan Ho-kei und Simon Beckett.

BRIAN SELFON

# NACHTARBEITER

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Sabine Längsfeld

GOYA

*Für meine Familie*



# ERSTER TEIL



*Die Familie quasi*

Als er Emil Scott zum ersten Mal begegnet, ist er sofort verliebt.

Eine Vernissage in Bushwick, dem neusten Brooklyn-Turf der Künstler und Möchtegerns. Mehr als eine Stunde lang sind Henry Vek und Emil Scott unbewusst umeinander rumgeschlichen. Was dann kommt, erinnert an alte Liebeskomödien. Quer durch den Raum treffen sich ihre Blicke, und sie wenden sich ab. (Es ist 2014, sie sind beide eigentlich hetero, und man muss sich abwenden, so lautet die Regel.) Dann bahnen sich beide, wie zufällig, den Weg zum selben Bild. Und hier, direkt vor dem Gemälde, direkt nebeneinander, tippt Emil an seine linke Gesäßtasche und fragt Henry, ob er was kaufen will, Heroin.

»Jesus, fuck, spinnst du? Nicht hier!« Er legt Emil warnend die Hand auf die Brust – schon die erste Berührung. »Wir treffen uns draußen.«

Fünf Minuten später treten sie aufs Dach. »Halt mal die Tür«, sagt Henry, geht, kommt mit einem losen Ziegelstein wieder, blockiert den Ausgang. Aus dem Treppenhaus fällt ein Streifen Licht ins Freie. Henry bringt Papers, eine Tüte Gras, zwei Pappbecher und eine Flasche Jim Beam zum Vorschein, die er unten hat mitgehen lassen. Sie kiffen zusammen, und als sie sich vorstellen, muss Henry husten. Emil Scott? Scheiße, die Bilder von dem Typen hängen auf der Metropolitan Avenue in jedem zweiten Coffeeshop. Und: Der Typ ist gut.

Henry spürt in seinem Inneren ein Zittern, das sich zu was Lebenserschütterndem auswachsen könnte.

Emil ist groß und langgliedrig, wie Henry, aber ohne Muskeln, und der rundliche Bauch deutet auf den Hang zu spätabend-

licher Pizza hin. Mit der kräftigen Nase und dem Schlafzimerlächeln ist er attraktiv, doch was Henrys Aufmerksamkeit im Moment auf sich zieht, sind die Farbspritzer. Gelb auf den Händen, Lila auf der Hose – ein *Arbeitsstier*. Ein Kribbeln sagt Henry, dass sich da vielleicht was draus machen ließe.

»Du hast doch die Riesenleinwand im Thirsty Bear hängen.« Henry reicht Emil den Joint. »Diesen lila Oktopus? Mit dem Babyoktopus? Hat mich total geflasht.«

Emil zuckt die Schultern.

»Na, komm schon. Mach dich nicht kleiner, als du bist.« Henry senkt die Stimme, beugt sich vor. »Ich male auch, okay? Ich versuch's zumindest. Mach ich, seit ... seit meine Mom gestorben ist. Sie war Malerin. Sie war echt gut. Und ich? Kack voll ab. Aber du? Du hast was. Tu nicht so, als wär das egal. Ich sag dir was. Das ist definitiv nicht egal.«

Henry hebt die Hände. Lange Finger, flache Kuppen, Schwielen. Die Knöchel sind vernarbt, und über die linke Handfläche zieht sich frischer Schorf, wie von einer schlecht abgewehrten Klinge. Und, ja, Farbe, genau wie bei Emil.

»Ich weiß auch nicht«, sagt Henry. Die Stimme tief und verletzlich. »Da ist was ... ich krieg's einfach nicht aus mir raus.« Ein Seufzen, dann verhärtet sich etwas in ihm. Er hebt den Blick und sieht Emil an. »Aber du. Du kriegst es aus dir raus. Und du kommst mit Leuten in Kontakt. Deine Arbeit verkauft sich ganz gut, oder?«

Emil leert den Becher, zieht ein Whiskeygesicht. »Manchmal.«

»Besser als nichts. Du bist ein echter Künstler.« Henry schenkt Emil nach. »Was soll dann die Kacke mit dem Heroin?«

Bis zu diesem Moment war Emils Attitüde irgendwo zwischen cool und überheblich. Jetzt bröckelt die Fassade. »Fentanyl«, sagt er. »Mit Laktose gestreckt. Nur für die Miete – das ist alles.«



»Scheiße! Schon klar.« Henry nickt. Kleine Mengen. Hinterzimmerdeals. Die ewige Gratwanderung. Wir müssen alle essen. Ein Lächeln umspielt Henrys Mund, während er über die seltsame Verwandtschaft nachdenkt, die er und Emil unten offensichtlich gewittert haben. Wenn Emil zu zirka neunzig Prozent Künstler ist und zu zehn Prozent Krimineller, dann gilt das auch für Henry, nur umgekehrt. Womit sich erklärt, was Henry inzwischen begriffen hat: Emils Arbeiten hängen deshalb überall, weil er ran klotzt – und er klotzt ran, weil er die Kohle braucht. Wir können füreinander *nützlich* sein, denkt Henry, und wenn das mal keine Basis für eine Beziehung ist ... Henry mustert den Künstler, verwissert sich, dass er kein aus Schnaps und genmanipuliertem Gras geborener Nachtalb ist. Keine Hufe, keine Hörner. Henry schüttelt den Kopf und grinst. »Mein Onkel hatte recht.«

Emil schaut ihn an. »Womit?«

»Du kennst einen Menschen erst, wenn du deine Nase in seine Kohle gesteckt hast.«

Henry spürt Emils Blick über sich gleiten, spürt den Schrecken und die Freude, gesehen zu werden. »Dein Onkel?«, fragt Emil.

»Der hat ständig so Sachen auf Lager«, sagt Henry. »Gibt ab und zu richtig krassen Scheiß von sich, und ich brauch 'ne Woche, bis ich's gerafft hab.«

Emil stellt den Whiskey weg und holt einen Bleistiftstummel aus der Tasche, dazu ein kleines Skizzenbuch. »Erzähl mir von ihm.« Der Bleistift tanzt übers Papier, Emils Blicke kehren immer wieder zu Henry zurück.

Der sich nach hinten lehnt, in den Schatten. »Boah! Du zeichnest mich nicht.«

»Du hast gerade so perfekt ausgesehen.« Emil lächelt über Henrys Reaktion. »Als du von deinem Onkel gesprochen hast, hat sich dein Gesicht total verändert.« Er legt die Handflächen zusammen. »Bitte! Ist auch nur für mein Skizzenbuch.«

Henry schüttelt den Kopf, beugt sich aber doch wieder vor. »Dein Ernst?«

»Klar«. Endlich steckt Emil den Bleistift weg. »Aber *meine* Art von Ernst.«

Henry durchfährt ein tiefes Gefühl. Es ist Sehnsucht, es ist Dankbarkeit, es ist Angst – ein *Zwischending*, ein Gefühl, das er in sich hat und nie richtig zu fassen bekommt. »Okay. Mein Onkel.« Tiefer Atemzug, er rollt die Schultern zurück. »Er ist meine Familie. Ich meine ... alles, was noch übrig ist.«

Emil greift erneut zum Stift. »Was ist mit deinen Eltern?«

»Tot. Beide. Meine Mom war Malerin, wie gesagt. Ich meine, keine *professionelle*, nicht so wie du. Sie saß im Union Market drüben in Park Slope an der Kasse. Und dann: Autounfall.« Henry schaut jetzt hinaus in die Nacht, seine Stimme ist belegt. »Ein paar Jahre später starb mein Dad. Geplatzt Aneurysma. Ich war zehn.« Noch ein Schluck Whiskey. Die Gefühle sind zu stark, er findet nicht die richtigen Worte. Doch Emils Aufmerksamkeit ist offenbar auf seine Hände gerichtet. Detail Nummer eins fällt Henry selbst auf: Sie sind zu Fäusten geballt. Detail Nummer zwei: die Narben auf den Knöcheln.

Scheiß auf den Whiskey. Er stellt den Becher weg, zündet den Joint wieder an, nimmt einen tiefen Zug und reicht ihn an Emil weiter. Ein Moment der Anspannung, dann sagt er: »Onkel Shecky nimmt mich also zu sich, und er führt mich ins Familiengeschäft ein. Und ihm ist egal, dass ich erst zehn bin, dass ich fünfzehn bin, dass ich jetzt zweiundzwanzig bin. Es ist immer dasselbe. Er bringt mir was bei.«

»Und was bringt er dir bei?«

»Alles Mögliche. So Zeug wie variable Darlehen, tilgungsfreie Darlehen.«

»Er kümmert sich um Hypotheken?«

»Und um Familienunternehmen und Einmannshows und um profitable Non-Profits.« Henry lächelt, kommt in Fahrt. »Und



um Durchlaufkonten und um Offshore-Konten – lauter krasen Scheiß. Was immer der Klient braucht. Mein Onkel ist ein Genie.« Henry nimmt Emil den Joint ab. Drückt ihn aus und sagt: »Onkel Shecky ist völlig verrückt und abgedreht. Und dabei zieht er keine Show ab. Er ist toll, und er ist anders, und er weiß es nicht mal.«

»Und ich hab über dich gerade dasselbe gedacht«, sagt Emil.

Ihre Blicke treffen sich, Henry schaut weg. Als er wieder hochsieht, ist seine Stimme klar, die Fäuste haben sich gelöst. »Jetzt du. Heroin, Fentanyl – wie läuft das?«

Emils Lächeln wirkt gequält, als würde er seinem Arzt von einem peinlichen Jucken erzählen. »Hatte irgendwie gehofft, wir könnten uns das Thema sparen.« Die Hand verschwindet in der engen Jeans, zum Vorschein kommt ein Ziplock-Beutel. Darin: Minitütchen, vielleicht ein Dutzend. »Ich kaufe für zehn und verkaufe für zwanzig.« Ein Schulterzucken, als wäre nichts dabei, aber es ist ihm offensichtlich unangenehm. »Nur ein Nebenjob.«

»Was soll ich sagen? Wer im Glashaus sitzt ...«, sagt Henry.

»Aber?«

»Opioide verticken ist Kacke. Seit das Zeug in der Vorstadt angekommen ist, fahren die Gerichte einen knallharten Kurs. Leichen mit Überdosis findet man inzwischen überall – ich meine, Scarsdale, da leben die Richter. Es passiert praktisch bei denen im Vorgarten. Deshalb werden diese irren Strafen verhängt. Fazit?« Henry beugt sich vor und legt Emil schwer die Hand auf die Schulter. Spürt, wie Hitze in ihn eindringt, sich in seinem Körper verteilt. »Lohnt. Sich. Nicht.« Er lockert den Griff. »Da gibt's bessere Möglichkeiten.«

Emil senkt die Stimme. »Ich bin offen für Vorschläge.«

Mit einem Raubtiergrinsen stößt Henry Emil sanft den Ellbogen in die Rippen. »Du arbeitest in Zukunft für mich.«

\* \* \*

Der nächste Tag, eine Baustelle. Die Sonne scheint. Henry hält schützend die Hand über die Augen. Emil zieht sein Skizzenbuch raus, das, wie Henry bei Tageslicht sehen kann, einen geblühten Einband hat.

Emil fragt: »Was sehe ich?«

»Einen Klienten.« Henry winkt einem der Bauarbeiter zu, der Mann winkt zurück – zögernd, als wäre er über Henrys Besuch überrascht. Misstrauisch. Er mustert Henry eine Zeit lang, dann wendet er sich wieder seinen Gerätschaften zu.

»Die meisten unserer Klienten sind anständige Leute«, sagt Henry. Er holt ein Tütchen raus, dreht sich einen Joint. »Zwei Drittel sind kleine Ladenbesitzer. Ganz normale Brooklyner, die keinen Bock drauf haben, dass ihnen das Finanzamt in die Tasche greift. Also nehmen wir ihr Geld und laden es auf Amex-Karten. Oder wir zahlen mit der Hilfe großzügiger Verwandter ihre Rechnungen – die fetten Studiengebühren und so weiter.«

»Ihr habt Kontakt zu deren Verwandten?«

»Die sitzen im Ausland«, sagt Henry. »Und außerdem sind sie erfunden.«

Emil hat aufgehört zu zeichnen und schüttelt bewundernd den Kopf. Dann macht er sich wieder an die Arbeit.

»Das ist also Szenario A, der Steuertrick. Und manchmal ist es andersrum.« Henry versucht, den Joint anzuzünden, aber der Wind bläst die Flamme aus. »Die wollen keine Steuern vermeiden.« Er dreht ein zweites Mal am Rad, und der Joint fängt Feuer. »Die *wünschen* sich Steuern.«

Wieder lässt Emil das Skizzenbuch sinken. »Die wollen Steuern zahlen?«

»Tun wir mal so, als ginge es um Mel.« Henry deutet zu dem Bauarbeiter rüber, dem er eben zugewunken hat. »Sagen wir, er ist ein Subunternehmer, ohne Lizenz, inoffiziell. Und er kassiert schwarz, unterm Tisch. Ein Traum, oder? Keine Steuern, keine Sorgen. Aber dann wird ihm die Leine angelegt.« Henry tippt



sich an den Ringfinger. »Frau, Baby. Sie brauchen Platz. Und die Bank so: Was wollt ihr? Einen Immobilienkredit? Dann präsentiert uns erst mal ein regelmäßiges Einkommen.«

Emil gibt auf und steckt das Skizzenbuch weg. Nimmt Henry den Joint ab. »Und wie funktioniert das?«

»Schritt eins ist derselbe. Wir nehmen das Geld. Und dann legen wir eine dicke, fette Fährte, ganz klassisch auf Papier.« Henry gibt Emil Feuer. »Handelsregisterauszug, Bescheinigungen für dies und das, Aufträge, Rechnungen, Zahlungseingänge.« Steckt das Feuerzeug weg. »Jetzt hat Mel ein regelmäßiges Einkommen. Und wenn Mel möchte, drucken wir ihm noch ein paar hübsche Steuerbescheide dazu. Damit kann Mel zurück zur Bank laufen und bekommt seinen Kredit. Frau glücklich, Mel glücklich. Und nichts anderes wünschen wir für unsere Klienten.«

In der Nähe: das schrille Piepen eines zurücksetzenden Lastwagens. Sie warten, bis es vorbei ist.

»Okay, also zwei Drittel eurer Klienten sind Mels«, sagt Emil.

»Und kleine Ladenbesitzer.«

»Richtig.« Emils Augen blitzen. »Und die anderen?«

Henry nimmt den Joint wieder an sich, sein Gesicht ist ein abweisendes Pokerface. »Nicht dein Problem. Nicht dein Bier.« Einen Moment herrscht Stille, dann sagt er etwas netter: »Nichtwissen ist ein Segen. Sagt Onkel Shecky. Was wir hier tun – in diesem Augenblick, auf dieser Baustelle –, werden wir nie wieder tun. Du wirst niemals einen Klienten zu Gesicht bekommen. Nichtwissen ist *Sicherheit*. Für die, für dich. Hör zu.« Er schnippt die Glut weg und steckt den Joint zurück in die Tüte. Er nimmt Emil am Arm und verlässt mit ihm die Baustelle. »Die Dunkelheit ist dein Freund. Ich bin in meiner Familie für die Kuriere zuständig, und eins kann ich dir versprechen.« Er beugt sich vor – sein Mund, Emils Ohr – und sagt: »Ich kümmer mich darum, dass du im Dunklen bleibst.«

\* \* \*

Die Gasse liegt im Schatten. Es ist kühl. Henry führt Emil bis ganz nach hinten durch. Bleibt vor einem Müllcontainer stehen. Hier riecht es unerwartet frisch, der Geruch von Sägespänen. Aus dem Container ragen kaputte Latten und abgebrochene Sperrholzplatten heraus.

Emil zückt sein Skizzenbuch. »Was sehe ich?«

Henry breitet die Arme aus. »Deinen Arbeitsplatz.«

Emil wirft Henry einen Blick zu – *Willst du mich verarschen?* –, und Henry tritt lächelnd an den Container, packt eine der Latten und stochert damit im Müll herum. »Normalerweise sind die Abholstellen nicht so sauber, aber das ist nun mal der erste Part des Jobs. Also: Es läuft so.« Er beugt sich vor, greift in den Container und zieht einen Müllsack heraus. Hält ihn für Emil hoch. »Das ist deine Ware.«

Emil starrt Henry an: *Geht's noch?*

Zum ersten Mal in Emils Gegenwart – es kommt ihm vor wie zum ersten Mal im Leben – fängt Henry schallend an zu lachen.

Einen Fußmarsch, eine U-Bahn-Fahrt, einen Bus später betreten sie eine Western-Union-Filiale.

»Und das ist deine Abgabestelle«, sagt Henry und reiht sich mit Emil in die Warteschlange ein. »So einfach. Du holst die Ware, du lieferst die Ware, ich bezahle dich. Leicht verdientes Geld. Höchstens eine Stunde Arbeit. Für eine normale Tüte gibt's fünfzig. Für eine große hundert. Du steigerst dich langsam.« Die Schlange kriecht an einem Stehtisch mit einem Stapel Überweisungsformulare vorbei. Henry nimmt sich eins, zeigt es Emil. »Das füllst du aus. Du bekommst vorab die Kontonummer. Und die Bankleitzahl. Manchmal musst du die Ware aufteilen – auf verschiedene Konten. Oder du musst zu verschiedenen Filialen oder Banken gehen. Postämter, Drugstores – die machen inzwischen alle Geldtransfers. Ich sag dir immer genau, wo du hinmusst. Du bekommst klare, eindeutige Anweisungen.«



Emil zeichnet, was sonst? Er hebt kaum lange genug den Blick, um zu sagen: »Wir geben den Klienten also ihr Geld zurück ...«

»Damit sie es ausgeben können«, sagt Henry. »Manchmal geht es ins Ausland und von dort wieder zurück. Manchmal ist es eine direkte Bareinzahlung. So wie die hier.« Er raschelt mit der Tüte. »Das geht direkt auf mein Bankkonto. Das ist meine Tüte. Mein Geld. Die hab ich selbst dort deponiert. Zu Demonstrationszwecken.«

»Deine Tüte?« Emil lässt das Skizzenbuch sinken. »Und der Bauarbeiter ...«

»Irgendein Typ.« Henry zuckt mit den Schultern. »Noch nie gesehen.«

Emil wirkt ein bisschen verletzt. »Du hast mich verarscht.«

»Dir was beigebracht.«

»Und woher soll ich wissen, was wahr ist und was nicht?«

Henry sieht ihn herausfordernd an. Lächelt. »Du musst mir eben vertrauen.«

In den folgenden Wochen absolviert Emil seine Ausbildung. Henry bringt ihm Codewörter bei und wie man anonym telefoniert und selbstlöschende Nachrichten verschickt. Wann man Einwurfkästen benutzt und wann man direkt am Schalter einzahlt. Wie man einen Verfolger erkennt – und wie man ihn abhängt. Er lehrt ihn die Kunst der Geduld. Die Lage der Notverstecke – Orte, an denen man schnell verschwinden kann, falls Plan A den Bach runtergeht.

»Ich hätte es nicht erwartet«, sagt Emil eines Nachmittags, »aber das macht Spaß.« Es ist Mai, und Brooklyn ist schön wie nie. Emil ist jetzt offizieller Kurier. Die Arbeit, sagt er zu Henry, beflügelt seine Kunst: »Ich gehe jetzt mit offenen Augen durch die Stadt.« Ahornbäume und Platanen, Plastiktüten in den Zweigen wie wehende Wimpel. Unkraut, das im rissigen Asphalt des Gehsteigs blüht. Mädchen in Röcken, Babuschkas

mit blau getönten Haaren. »Ich habe mit einer neuen Serie begonnen. Hier und da etwas Farbe, aber hauptsächlich Kohlestift. Und keine festen Konturen. Alles fließend und dynamisch – und ausschließlich Motive aus Bushwick.«

Henry kann es kaum erwarten, Emils Arbeiten zu sehen. Er liebt das, die Fachsimpelei, die Verbindung zu einem arbeitenden Künstler – ihn zu unterstützen, gewissermaßen. Und er merkt, wie auch seine Arbeit sich unter Emils Blick entwickelt.

Im Juni erhält Emil den Auftrag, im Thirsty Bear eine ganze Wand zu gestalten, und nimmt sich bei Henry eine Auszeit. Doch schon im nächsten Monat ist er als Kurier wieder am Start, und von da an arbeitet er regelmäßig für ihn. Wöchentliche Treffen. Whiskey. Nächtliche Gespräche über Twombly, Gespräche über Haring.

»Ich arbeite an was Neuem«, verkündet Emil eines Abends.

»Die Kohle-Serie?«

»Hat sich weiterentwickelt«. In Emils Stimme schwingt was seltsam Schweres mit. Er hat Schatten unter den Augen, wirkt irgendwie gehetzt. »Ich nenne sie ›Origins‹.«

»Wessen Ursprünge sind gemeint?«

»Keine Ahnung.«

»Du weißt es nicht?«

Auch diese Frage lässt Emil unbeantwortet, und als sie sich trennen, beschleicht Henry ein ungutes Gefühl.

Am nächsten Tag soll Emil wieder eine Tüte Bargeld befördern, sein erstes Schwergewicht. Doch er kommt an der Abgabestelle, dem MoneyGram in der Jay Street, nie an, und als Henry ihn endlich findet, ist seine Leiche längst kalt.



»Also, mal sehen«, sagt die Perücke. »Sie werden wieder bei Ihren Eltern einziehen. Richtig?«

Es ist Juni, ein Monat vor dem Mord, und Kerasha Brown sitzt ihrer Bewährungshelferin gegenüber. Wenn das Freiheit ist, denkt Kerasha, war ich im Franklin besser dran. Sechs stumpfsinnige Jahre, ein Viertel ihres Lebens, aber nicht ein einziges Mal – und dieser Trost kommt leider zu spät, wie das Trost nun mal so an sich hat –, nicht ein einziges Mal musste sie im Knast den Anblick dieser strähnigen Perücke ertragen. Igitt! Die Frau fummelt in bunten Schnellheftern. Leckt sich nach jeder umgeblätterten Seite den Zeigefinger. »Also, mal sehen«. Ihr Sprachtick. Diese Frau sieht *gar nichts*, das steht fest. Die Strähnen, die Schnellhefter – diese armselige Kreatur ist absolut blind.

Kereshas Vater war vor zwanzig Jahren plötzlich tot umgefallen, Herzinfarkt, und sie war kaum richtig in Franklin angekommen, als sich Mama den goldenen Schuss setzte. Also nein, Miss Perücke, Sie sehen *nicht*, und das *stimmt* so nicht. Aber Kerasha sagt nichts. Schweigen und ein dämliches Grinsen auf dem Gesicht, hat sie festgestellt, sind ihre schärfsten Waffen gegen stumpfsinnige Bürokraten. In Wahrheit läuft ihr Verstand grundsätzlich auf Hochtouren, bremst kaum jemals ab, und jetzt, in diesem Augenblick, geht ihr eine Zeile von Paul Laurence Dunbar durch den Kopf: *Wir tragen die Maske, die grinst und lügt*.

»Also, mal ... Ah, hier ist ja Ihre Akte.« Strahlend schwenkt die Frau den Schnellhefter. Kerasha ist neidisch auf die Leichtigkeit, mit der dumme Menschen Stolz empfinden. Hofft, dass im Umkehrschluss das Elend ihres eigenen Lebens ein Beweis für Intelligenz ist. Ein armseliger Ausgleich, aber sie ist eine voll-

verwaiste Ex-Knacki und der Gnade einer gesträhnten Perücke ausgeliefert. Armselig muss reichen.

»Ach, richtig. Sie werden bei Ihrem Onkel leben. Und er hat für Sie als ...« Halblaut murmelnd ackert sie sich durch die Akte. Kerasha lässt den Blick durchs Zimmer schweifen. Als geborene Diebin entdeckt sie auf Anhieb ein halbes Dutzend Stellen, in die sie mal kurz reingreifen könnte, wenn sie Lust hätte. Die riesengroße, pinke Geldbörse der Perücke. Mit halb offenem Reißverschluss, keine Armeslänge von ihr entfernt. Der beigefarbene Aktenschrank hinter ihr, mit Stickern beklebt, hauptsächlich Feen und Frösche. Das Schloss würde nicht mal einem Zahnstocher standhalten. In dem Schrank: Bewährungsakten. Kerasha hat zugesehen, wie ihre eigene, zerfledderte Akte – ihr zerfleddertes *Schicksal*, besser gesagt – der zweiten Schublade von unten entnommen wurde. Bewährungsakten bedeuten Namen, Geburtsdaten und Sozialversicherungsnummern. Nicht nur die Daten von auf Bewährung Entlassenen, sondern auch die Daten von denen, die für sie die Kautions gestellt haben. Der Straßenverkaufswert einer ungeschwärtzen Bewährungsakte liegt bei hundertfünfzig Dollar. Was man im Franklin so alles lernt.

Die Perücke liest, als wären Worte nur Geräusche. Dann schiebt sie Kerasha ein paar Formulare über den Tisch zu. »Unterschreiben Sie bei den Post-it-Klebern. Die hab ich Ihnen extra da hingemacht.« Ihr Lächeln sagt Kerasha, dass der Moment für Dankbarkeit gekommen ist. Kerasha kennt dieses Lächeln von Schwester Xenia, der Oberschwester in dem Rehasentrum, in dem sie den letzten Monat verbracht hat. Die Formulare sind ein farbloser Regenbogen aus Durchschlagpapier. Sie riechen nach Schießpulver.

*Wir tragen die Maske, die grinst.*

»Die Kleber sind echt praktisch«, sagt Kerasha. »Danke sehr!« Sie unterschreibt die Papiere. Schiebt sie über den Tisch zurück. Die Perücke mischt sie neu, klemmt manche mit Büroklammern



zusammen, heftet andere. Ordnet sie zu drei Stapeln. Nuschelt irgendwas von »Haftentlassung auf Bewährung« und »Auf-lagenverstoß«, und Kerasha wünschte, sie wäre in der Lage zu-zuhören. Weiß, dass sie zuhören müsste, aber sie ist abgelenkt, zappelig, nervös, kann es nicht erwarten – und das verwundert sie selbst –, endlich zurück zu den Barmherzigen Schwestern zu kommen. Heute Abend gibt es farblose Gemüsesuppe und labb-rige Butterbrötchen – das ist schon mal kein Anreiz. Aber unter der durchgelegenen Matratze, die sie sich mit einer verhinder-ten Selbstmörderin teilt, wartet eine hinreißende Ausgabe der *Bekenntnisse* des heiligen Augustinus. Erst gestern Abend hat sie das Buch aus Schwester Xenias verriegelter Bibliothek be-freit. Blieb wach, las, wie Augustinus eine Frau in seiner Kirche von hinten fickte und ihre Schreie synchron zum Läuten der Kirchenglocken timte. Genau so muss man's machen, denkt sie. Wenn du weißt, dass dir die Rettung gewiss ist, lass dich vorher fallen, und zwar bis ganz nach unten.

Bei »Ihr Termin« zerplatzt der Tagtraum von ihrem Lieb-lingsheiligen. *Konzentrier dich, Kerasha*. Es gilt Regeln zu be-folgen. Erstens: Nie wieder erwischen lassen. Zweitens: Wenn du einen Termin hast, geh hin. Das Franklin war nicht die Hölle, bei Weitem nicht. Aber sie hat auf dem Weg nach draußen die Wärterin beklaut, und wenn's um Rache geht, können Wärter einen erstaunlichen Eifer an den Tag legen. Wieder einfahren ist keine Option.

Auf dem Weg zur Tür nimmt sie den Terminzettel vom Tisch. Dr. Andrew Xu, morgen, sechzehn Uhr. Offensichtlich ist jetzt eine ärztliche Untersuchung an der Reihe, bei *Andrew* – natür-lich ein Typ. Der sie mit seinen Schwitzgriffeln überall betat-schen wird. Danach muss sie sich entscheiden: Ihn anzeigen und weiter zum nächsten Grapscher oder ihm den Pimmel abreißen und zurück in den Knast gehen. Fick dich, Andrew Xu. Fick dich und deine klebrigen Hände.

Jetzt schon vergewaltigt, fängt sie an, Rachepläne zu schmie-den.

Andrew Xu stellt sich als schwächtiger, kahl werdender Mann mit dünnem Pferdeschwanz heraus, der ihm bis auf den Rücken fällt.

Stellt sich doch tatsächlich als Psychiater raus, dieser Wichser.

Er deutet mit kleinen, mädchenhaften Händen auf die Couch gegenüber von seinem Sessel. Dr. Andrew Xu wird zur größten Herausforderung ihres Lebens werden. Das ist Kerasha augen-blicklich und mit absoluter Gewissheit klar. Das flüstert ihr der heilige Sankt Augustinus persönlich ins Ohr.

Sie muss an die Perücke denken und weiß, dass dieser Mann ihre Rache ist. Natürlich ungeplant, aber in einem Akt kos-mischer Gerechtigkeit, an die Kerasha eigentlich nicht glaubt. Rache dafür, dass Kerasha sie beklaut hat. Einen halben Block entfernt von der grässlichen, nuschelnden Aktenfresserin spürte Kerasha etwas Schweres in ihrer Tasche. Griff hinein und ertas-tete einen Tacker. Sie hatte nicht vorgehabt, das Teil mitgehen zu lassen, hatte es nicht mal bewusst mitbekommen. Manchmal erledigen eben die Hände für einen die Arbeit.

Dazu hat Dr. Xu mit Sicherheit was zu sagen. Falls sie's ihm erzählt.

Falls sie ihn reinlässt.